

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte

**Band:** 3 (1927)

**Heft:** 39

**Artikel:** Das Familienfest

**Autor:** Vivanti, Annie

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-758027>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

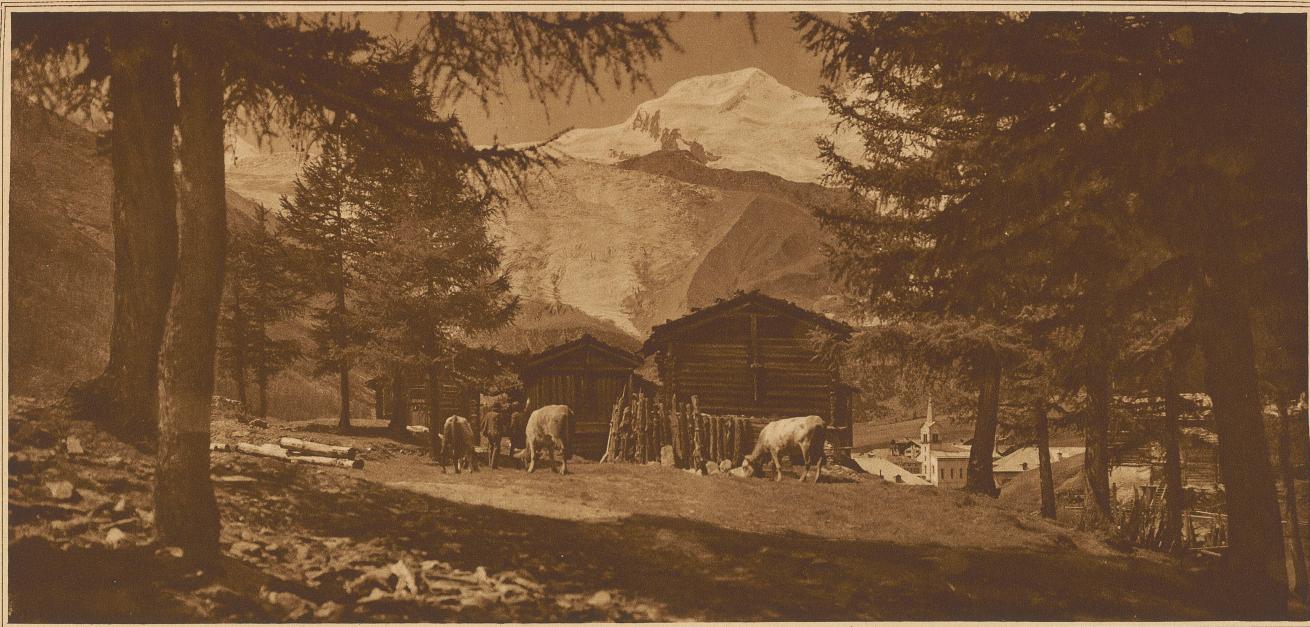
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



HERBSTSTIMMUNG BEI SAAS-FEE

Phot. A. Ryffel

## DAS FAMILIENFEST

Von ANNIE VIVANTI / Autorisierte Uebersetzung von A. W. Freund

(Nachdruck verboten)

Liebe Dorrit!

Darf ich eine Bitte an Dich richten? Ver-  
schaffe mir eine andere Stellung! Wenn es  
möglich ist, in London oder wo ich doch nicht  
weit von Dir bin; sonst würde ich nichts an-  
dere, als nach Italien zurückzukehren.

Ich kann Dir versichern, dass ich ganz Unglaubliches erlebt habe. Niemals hätte ich Aehnliches  
erwartet, als ich auf jene Annonce antwortete,  
die in einer italienischen Erzieherin gesucht wurde.

Aber um zur Sache zu kommen: schon der  
erste Eindruck war unfreundlich. Ich läutete am  
Nachmittag an jener Villa der Familie Golding  
an, die in der Nähe von Bexhill gelegen war. Ein  
finster dreinblickendes Stubenmädchen führte  
mich in ein Wartezimmer, das gleichfalls einen  
trostlosen Eindruck machte: Stühle standen in  
einer langen Reihe an den Wänden entlang; auf  
dem Tisch lag ein Haufen alter Zeitschriften und  
zerrissener illustrierte Blätter.

Nach einer Weile erschien das Mädchen von  
neuem, winkte mir, ihr in den Korridor zu folgen  
und stieß eine Tür auf, die hinter einem stau-  
bigen Vorhang verborgen war. Dann entfernte  
sie sich mit schlürfenden Schritten. Aus dem  
Zimmer rief eine Frauensstimme: «Come in!»  
und ich machte einige Schritte vorwärts. Aber  
kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als  
ich erschrocken zusammenfuhr. Knapp neben  
mir, an der roten Tapete aufgerichtet, erhob sich  
ein Skelett, das mir aus seinen leeren Augen-  
höhlen zugulächeln schien.

«Erschrecken Sie nicht, Fräulein!» sagte eine  
blasse und magere Dame, die sich von ihrem  
Stuhl erhoben hatte und mir entgegenkam, «es  
ist nur das Skelett meines Mannes.»

«Das Skelett Ihres Mannes!» Ich trat er-  
schrocken einen Schritt zurück. Aber die Dame  
erklärte mir mit süßlichem Lächeln, dass das  
Skelett nur ihrem Gemahl, dem Herrn Dr. Golding,  
zu seinen Studien diene. «Sie werden übri-  
gens,» fügte sie hinzu, «noch allerlei merk-  
würdige Dinge in diesem Hause finden. In La-  
boratorium, auf dem Boden, im Keller, kurz,  
überall sind unter Spiritus die anatomischen Prä-  
parate des Herrn Doktor aufgestellt, seine «*lust  
naturae*», verschiedene Milieus und der-  
gleichen, für die er großen Interesse hat... Und  
nun nehmen Sie eine Tasse Tee!»

Nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, ant-  
wortete ich auf die verschiedenen Fragen, die sie  
mir stellte; dann folgte ich ihr ins Kinderzimmer,  
wo sie mir meinen Zögling, die kleine Daisy, ein  
zartes Mädchen mit einer riesigen Schleife im  
Haar, vorstellte. Diese jedoch brach bei meinem  
Anblick in ein furchtbares Geschrei aus:

«Das ist nicht Miss Julie! Schicke sie weg!  
Ich will Miss Julie haben!»

«My darling,» beruhigte sie die Mutter, «weine  
noch nicht! Dieses Fräulein ist die Schwester

von Miss Julie, und sie wird dir gleich sagen,  
dass Miss Julie morgen kommen wird.»

«Morgen?» rief das Mädchen, das einen wahr-  
haft dämonischen Charakter zu haben schien.  
«Um wieviel Uhr?»

«Um acht Uhr,» erwiderte die Mutter, wobei  
sie mir verstohlen zuwinkerte.

Auf diese Art erfuhr ich, dass man in diesem  
Hause log. In der Tat spricht hier niemand die  
Wahrheit. Die Frau des Hauses, der Doktor,  
die drei erwachsenen Töchter, der Sohn Dick,  
mein Zögling, das Stubenmädchen — alle lügen  
sie unaufhörlich. Sie lügen aus Gewohnheit, aus  
Sport, aus bloßem Vergnügen an der Unwahr-  
heit. Sie lügen sogar, wenn es viel bequemer  
wäre, die Wahrheit zu sagen.

Was mich betrifft, so hielt ich es, als ich mit  
dem Mädchen allein war, für meine Pflicht, den  
wahren Tatbestand festzustellen; und ich er-  
klärte ihr auf ihre stürmische Frage, ob Miss  
Julie auch wirklich morgen kommen werde: «Ich  
kenne Miss Julie nicht. Ich bin auch nicht ihre  
Schwester, sondern deine neue Gouvernante und  
heile Laura.»

Kaum hatte ich aber das gesagt, so erlitt Daisy  
einen richtigen Tobsuchtanfall, und begann gellend  
zu schreien und mit den Füßen zu stampfen. So-  
gleich liefen die Mutter, die drei erwachsenen  
Töchter und Dick herbei, und alle machten mir  
die heftigsten Vorwürfe: «Die Wahrheit — ?  
Was sind das für Grundsätze? Wenn man nur  
ein wenig Gefühl hat, so sagt man allein das,  
was angenehm zu hören ist. Was liegt denn  
daran, ob Sie die Schwester Miss Juiles sind oder  
nicht? Jetzt hat Daisy wieder ihre Krämpfe be-  
kommen und wird am Abend ein Beruhigungs-  
mittel nehmen müssen.»

Ja, so geht es hier zu: alle nehmen erst Be-  
ruhigungs- und dann Anregungsmittel; außerdem  
alle möglichen stärkenden und wieder ab-  
schwächenden, den Stoffwechsel fördernden und  
die Verdauung regulierenden Pulver und Tränke.  
Stelle Dir vor, dass nach diesem Auftritt die  
kleine Daisy, nachdem ich sie zu Bett gebracht  
habe, auch sogleich eingeschlafen ist. Und  
kannst Du es glauben, dass bald darauf die älteste  
Schwester Harriet mit einer Tasse in der Hand  
sie aufgeweckt hat:

«Vorwärts, Daisy, auf! Es wird jetzt Zeit für  
dich, dein Schlafmittel zu nehmen!»

Ich versicherte Dir, dass ich in jener ersten  
Nacht kein Auge geschlossen habe. Unaufhörlig  
vernahm ich in der nächtlichen Stille wie  
von fern ein schwaches, klägliches Winseln; es  
klang wie das Heulen von unzähligen Katzen  
und Hunden. Niemals noch hatte ich derart ent-  
setzliche und durch Mark und Bein gehende  
Töne gehört.

Am nächsten Morgen lernte ich den Doktor  
kennen, einen großen, mageren Mann mit un-

ordentlichen Haaren. Er ist von höchst entschie-  
dem und herrschaftlichem Charakter; er  
spricht viel und duldet weder Unterbrechung,  
noch Widerspruch. Bei Tisch hält er gewöhnlich  
allein längere Reden, während die andern  
ihm still zuhören. Dann verschwindet er, und  
sie mir verstohlen zuwinkerte.

Als ich an jenem Morgen meinem kleinen Zög-  
ling die erste Lektion geben wollte, erfuhr ich,  
dass sie mit der Mutter ausgegangen sei. Ich war  
mir daher selbst überlassen und benutzte meine  
freie Zeit zu einem Spaziergang in dem ausge-  
dehnten, aber feuchten und ungepflegten Garten.

An einer Wegbiegung erblickte ich von fern  
eine verfallene Hütte, und sogleich vernahm ich  
auch wieder jenes jämmerliche Winseln, das  
mir in der vergangenen Nacht um meinen Schlaf  
gebracht hatte. Voll Entsetzen wollte ich auf die  
Hütte zugehen, als ich plötzlich hinter mir eine  
Stimme hörte.

«Fräulein! Fräulein! Dorthin dürfen Sie nicht  
gehen. Es ist Papas Laboratorium, und er er-  
laubt niemandem, in die Nähe zu kommen!»

Ich wandte mich um und sah eine der Töchter,  
die eilends auf mich zukam.

«Aber was bedeutet das? Halten Sie hier Tiere?  
Und warum schreien sie so?»

Statt aller Antwort nahm mich das Mädchen  
beim Arm und zog mich rasch aus der Nähe  
jener Hütte weg, wobei sie, um mich abzulenken,  
von sich und ihren Schwestern zu erzählen be-  
gann.

«Ich bin die dritte und heiße Topsy. Meine  
älteste Schwester Harriet ist verlobt. Sie kön-  
nen sich unsern Freude vorstellen! In Wahrheit  
wagten wir gar nicht mehr darauf zu hoffen.  
Aber glücklicherweise hat sie eine Tante diesen  
Sommer nach Brighton mitgenommen, und dort  
ist es ihr gelungen, einen Schiffsingenieur zu  
kapern. In diesen Tagen wird der Bräutigam  
uns besuchen; Papa hat ihn eingeladen. Aber  
wir sind noch immer ängstlich, dass er uns da-  
gegenover könne. Sie werden begreifen, dass,  
wenn Harriet einmal verheiratet ist, auch unsere  
Aussichten günstiger werden, einen Mann zu be-  
kommen.

Sie brach in ein fröhliches Lachen aus. Topsy  
ist schön. Sie ist es als einzige von den vier  
Schwestern; und da die beiden andern schon ein  
wenig verblüht sind, hat sie den strengen Be-  
fehl bekommen, sich nicht sehen zu lassen, so-  
bald nur ein möglicher Bewerber auftaucht.

«Ich weiß schon,» sagte sie mit einem spötti-  
schen Lächeln, «dass ich, wenn der Bräutigam  
erscheinen wird, auf den Dachboden oder in die  
Kinderstube verbannen werde. Harriet ist eifer-  
sichtig wie ein Tiger.»

Zwei Tage schon vor der Ankunft des Bräuti-  
gams wurden feierhafte Vorbereitungen im gan-

zen Hause getroffen. Der Doktor rief alle zu-  
sammen und hielt ihnen folgende Rede:

«Vor allem,» sagte er mit Ernst, «muß Harriet  
Bräutigam von hier den Eindruck einer voll-  
kommenen harmonischen häuslichen Atmosphäre  
erhalten. Daher werdet ihr beiden, Mary und  
Topsy, die Güte haben, euch nicht fortwährend  
zu zanken. Und du, Dick, wirst dich bei Tisch  
etwas anständiger aufführen als gewöhnlich.  
Ferner werdet ihr Harriet mit besonderen Lieb-  
kosungen überschütten. «Ach, was werden wir  
nun ohne unsere Harriet machen?» Oder du,  
Daisy, kannst sagen: «Böser Mann du, der du  
uns unsere Harriet wegnehmen willst.»

«Warum nicht?» erwiderte die unverschämte  
Daisy. «Aber wenn er sie uns nun nicht weg-  
nimmt?»

«Um Gottes Willen!» rief die Mutter. «Höre  
gefalligst mit solchen bösen Ahnungen auf!»

Und nun kam jener festliche Tag heran. Har-  
riet lief in höchster Aufregung mit ihren einge-  
drillten Locken und mit ihrer dick im Gesicht  
aufgetragenen Gold-cream im Hause umher. Um  
fünf Uhr wurde große Toilette gemacht. Um  
sieben Uhr Ankunft des Bräutigams.

Als der Schiffsingenieur eintrat, war die ganze  
Familie im Salon versammelt. Die kleine Daisy  
schmiegte sich an ihren Vater, und die übrigen  
standen, stilvoll gruppiert, im Hintergrund.

Der Anblick musste auch auf den jungen Mann  
großen Eindruck gemacht haben, denn er blieb  
lange gerührt auf der Schwelle stehen. Dann  
erhob sich Harriet vom Klavier, an dem sie leise  
spielend gesessen hatte, und kam ihm lächelnd  
und voll freudiger Erregung entgegen; mit ihren  
glühenden Wangen und schimmernden Augen  
war sie in diesem Augenblick fast schön zu  
nennen.

Der Bräutigam küsste sie, ebenso die künftige  
Schwiegertochter. Den andern und mir drückte  
sie die Hand, dann nahm er die kleine Daisy in  
die Arme und küsste sie gleichfalls. Diese brachte  
sogleich mit großem Erfolg ihren Ausruf an:  
«Böser Mann du, der du uns unsere Harriet  
wegnehmen willst!» Der Bräutigam lachte und  
küsste sie noch einmal.

Wir setzten uns zu Tisch und eine alte Frau,  
die sonst in einer nahen Delikatessenhandlung  
bediente, trug die Speisen auf. Der Doktor be-  
merkte, zum Ingenieur gewandt:

«Seit siebenundzwanzig Jahren haben wir  
diese Frau im Hause. Sie ist eine wahrhafte Perle.  
Besonders die Kinder liebt sie über alles.»

Die «Perle», welche mehr als ratsam oder, wie  
Shakespeare sagt, «not wisely but too well» von  
dem Rum gekostet hatte, der über den Plum-  
pudding gegossen werden sollte, zeigte sich von  
ihrer besten Seite, indem sie unaufhörlich etwas  
fallen ließ, Bestecke und Geschirr klirrend an-  
einanderschlug und mit einem stumpfsinnigen

Lächeln und ein wenig schwankend die Speisen herumreichte. Auf einen unruhigen Blick Mr. Goldings erhob ich mich, um ihr beizustehen; und es geschah nichts Ernsteres bis zu dem Augenblick, da die Rebhühner aufgetragen wurden. Es kam nämlich dem Doktor der unglückliche Einfall, Harriets gute Eigenschaften noch mehr herauszustreichen, und er rief aus:

«Ah, mit den Rebhühnern zugleich werden wir die Pilze essen, die Harriet selbst eingeschickt hat! Denn auf das Einmachen versteht sie sich unübertrefflich!»

Und die «Perle» wurde in den Keller geschickt, die eingeschickten Pilze zu holen.

«Geben Sie acht!» rief ihr der Doktor nach, «sie stehen in einem Glas auf dem ersten Brett links!»

Die «Perle» brauchte lange Zeit, um zurückzukehren. Endlich erschien sie wieder mit einem großen Gefäß, das sie unter vollkommenem Schweigen feierlich auf den Tisch setzte. Da plötzlich ein allgemeines Erschrecken, denn ein schwacher Aufschrei Harriets folgte. Das Glas enthielt in einer klaren Flüssigkeit einen wachsfarbenen und unförmigen Körper...

Dick brach in ein schallendes Gelächter aus.

«Oh Papa! Sieh doch, was sie gebracht hat! Eine deiner Mißgeburten...!»

Ich fühlte, wie mir schlecht wurde und mußte von Tisch fliehen.

Solche Dinge, liebe Dorrie, habe ich hier schon erlebt! Jetzt schreibe ich Dir in meinem Zimmer, obwohl mir in Erinnerung an das Geschehene noch die Hand zittert; und ich bitte Dich, mir so rasch als möglich eine andere Stelle zu verschaffen!

Deine unglückliche Laura.

## DIE BUNTE WELT

### Geschichtliche Anekdoten

Während der französischen Revolution lebte in Paris der Abbé Maury, der wegen seiner politischen Ansichten über beliebtest war. Eines Tages umgab ihn eine heulende Volksmenge, die ihn durchaus an den nächsten Laternen aufknüpfen wollte. «Werdet ihr besser sehen, wenn ihr mich gehängt habt?» rief der Abbé spöttisch den aufgeregten Leuten zu — und ihr Lachen über diesen Witz rettete ihm das Leben.

Der Kutscher Friedrichs des Großen warf auf einer Fahrt den Wagen des Königs um, so daß der hohe Insasse in den Graben fiel. Friedrich erhob sich wütend und ging mit erhobenem Stock auf den Ungeschickten zu. «Warum zürnen Eure Majestät?» fragte der Kutscher. «Es ist wahr, ich habe den Wagen schlecht geführt, haben aber Majestät nie eine Schlacht verloren!» Der König lachte herzlich und verzich.

Kaiser Josef reiste einmal inkognito. In dem Gasthof eines kleinen Städtchens nahm er Aufenthalt und begehrte zwei Eier. Ein Bediensteter erkannte ihn und verriet der Wirtin, welch hohen Gasi sie hatte. Die Wirtin setzte die Ehre des Kaiserbesuches mit auf die Rechnung und verlangte zwei Dukaten für die Eier. Der Kaiser, über den Preis erstaunt, fragte: «Sind denn die Eier bei Euch gar so selten?» — «Das nicht, Eure Majestät,» war die Antwort, «aber die Kaiser sind es, die hierher kommen, sie zu essen.» Josef bezahlte.

Daß freilich ein Witz auch töten kann, beweist die folgende Geschichte. Zu Beginn der Regie-

rungr Nikolas I. von Russland wurden mehrere Verschwörer, unter ihnen auch der Dichter Reilew, zum Tode des Hängens verurteilt. Reilew war der erste, an dem das Urteil vollstreckt werden sollte. Doch im Augenblick, da der Henker ihm den Strick um den Hals legte, riß das Seil, und der bereits an ihm baumelnde arme Sünder fiel zu Boden. «Nichts taugt in Russland, nicht einmal die Stricke etwas taugen.» — «Gut, so möge man ihm daß Gegenteil beweisen!» antwortete Niklaus und Reilew ward ohne weiteren Zwischenfall gehexen.

Der Kanonikus Santeuil, in Frankreich einst durch seine hohe Bildung nicht weniger als durch die Schwächen und Launen seines Charakters berühmt, liebte leidenschaftlich das Kartenspiel. Gerade machte er einmal in heiterer Gesellschaft eine Partie, als man ihm zur Predigt rief. Santeuil erhob sich, steckte die Karten in einen Armel seines Priestergewandes und begab sich auf die Kanzel. Aber kaum hatte er mit seiner frommen Rede begonnen, als die Karten herausfielen und auf dem Boden sich zerstreuten. Der Skandal war groß, doch der Prediger bewahrte kaltes Blut und fragte einen Knaben, der eine der Karten aufgehoben hatte: «Welche Karte hast du in der Hand?» — «Den Herzkönig,» antwortete prompt der Kleine. — «Und nun sage mir, welches ist die oberste der drei christlichen Kardinaltugenden?» — «Ich weiß es nicht,» sagte schüchtern der Junge. — «Höret, meine Brüder und Schwestern!» schrie nun mit zorniger Stimme der Priester. «Hier ist ein Knabe, der den Herzkönig und wahrscheinlich auch alle anderen Karten kennt, während er von den drei christlichen Kardinaltugenden nichts weiß. Oh, in welchen Zeiten leben wir!» — und von der zunehmenden Gottlosigkeit handelte nun die ganze Predigt, so daß keiner der Anwesenden mehr daran zweifelte, daß Santeuil die Karten absichtlich hatte zur Erde fallen lassen.

### Man muß sich zu helfen wissen

Als Knabe von fünfzehn Jahren trieb Konstantin Alexandrowitsch, der Sohn eines reichen Kaufmanns ins Moskau, freudig im Strom der Revolution. Er lief aus dem Elternhaus davon und ließ sich in die Rote Armee einrufen. Als er nach mehrjährigen Dienst in der Armee als Abgebauter in die Kremelstadt zurückkehrte, fand er sich nicht mehr zurecht. Das Elternhaus war verschwunden, die Eltern waren tot und von den Geschwistern keine Spur mehr zu entdecken. Konstantin Alexandrowitsch hatte nichts gelernt, oder das kleine, was er wußte, beim Militär vergessen. Er konnte daher keine Arbeit bekommen und wäre in der Masse der hungrigen Arbeitslosen hilflos zugrunde gegangen, wenn ihm nicht ein rettender Gedanke gekommen wäre.

Er ging zum Kommissär seines Bezirks und verlangte kategorisch Arbeit. Das nutzte freilich nicht sofort beim ersten Anlauf. Der Kommissär zuckte mit den Achseln und wurde grob, als Konstantin nicht locker ließ. «Wenn keine Arbeit für mich da ist, so sperre mich ein,» schrie Konstantin, dem der Magen vor Hunger krachte und der seit drei Wochen auf den Straßen geüchtigt hatte. «Wir können dich nur einsperren, wenn du etwas angestellt hast,» brummte der Kommissär. «Was zum Beispiel soll ich anstellen?» forschte Konstantin, dem ein Hoffnungsfunktion aufglockte. «Na, wenn du jemand misshandelst und ihn verletzt.» Der gewesene Rotgardist sass einen Augenblick nach, dann trat er dicht an den Tisch des Kommissärs, erhob die Hand und applizierte dem Kommissär eine reich kräftige Ohrfeige, so daß das Blut aus der Nase rann. Die Folge war: ein Jahr Gefängnis. Mit Rücksicht auf seine Jugend und als Belohnung für seine gute Aufführung wurde Konstantin schon nach drei Monaten freigelassen — zu seinem maßlosen Entsetzen. Aber wieder stieg ihm eine rettende Idee auf. Er begab sich aus dem Gefängnis schmurrstraks zum Kommissär, der sich sofort an die Ohrfeige erinnerte, als er seiner ansichtig wurde und daher halb zornig, halb beschwichtigend dem Eintretenden fragte, was er wolle. «Arbeit will ich haben,» sagte Konstantin. «Ich werde schauen..., komm in einigen Tagen wieder,» erwiderte der Kommissär. Damit gab sich Konstantin jedoch nicht zufrieden. — «Ich will dir etwas sagen, Genosse Kommissär. Ich lasse dir zwei Wochen Zeit. Während dieser Zeit komme ich mit dem aus, was ich mir im Gefängnis verdient habe. Wenn du dann noch immer keine Arbeit für mich hast, dann kriegst du drei Ohrfeigen hintereinander. Dann bekomme ich neun Monate Gefängnis und habe wieder Ruhe.» Nach dieser Ankündigung entfernte sich Konstantin. Es verging keine Woche und Konstantin Alexandrowitsch hatte eine angenehme Arbeit.

